



1925-08-07

## Heimkehr nach Wien

Alice Schalek

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250807&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Heimkehr nach Wien" (1925). *Essays*. 1131.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1131](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1131)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## **Heimkehr nach Wien.**

Von **Alice Schalek.**

Heimweh, elendes, würgendes Heimweh – erst Südamerika hat es mich gelehrt. In diesem neuen Lande haben alle Leute Heimweh nach einem alten, sogar diejeinen, die dort geboren sind, sofern sie irgendeine Sehnsucht nach Kultur ins Leben mitbekommen haben. Südamerika ist nicht exotisch, es ist weder historisch noch modern und hat kaum eine Gegenwart, nur eine noch recht dicht verschleierte Zukunft. Drüben lebt man nicht, man wartet nur, bis man von dem ersparten Geld anderswo leben können. Darüber, daß sie nicht zu Hause sein dürfen, trösten sich manche mit der Tatsache, daß es hier weder Wohnungsamt noch Wohnungskommission, weder Meldezettel noch Steuerbogen, weder Rassen- noch Kulturkämpfe, weder Parteien noch Vorurteile gibt. Aber davon allein bekommt man noch kein Heimatgefühl.

Wie habe ich die Wochen gezählt, die Tage und schließlich die Stunden, bis ich den „Artus“, den schönen Dampfer, mit dem ich vor neun Monaten hinübergefahren war, endlich wieder zur Heimfahrt betreten durfte, und wie stieg mir, wiewohl Deutschland ja noch gar nicht meine Heimat war, innige Rührung auf beim Anblick der wohlbebauten Äcker, der dichten Wälder und bunten Gärten, von denen liebliche Dörfer, saubere Häuschen mit lustigen roten Dächern eingerahmt sind. War ich doch tagelange durch unbewohnte, unbebaute gänzlich brachliegende Ebene, durch tausend Kilometer langes Nichts gefahren, wobei es mich von Stunde zu Stunde mit immer quälenderer Wucht überfiel – das Heimweh.

Merkwürdig ist, daß zwar ein Drittel der Einwanderer von dieser Sehnsucht wieder nach Hause getrieben wird, daß aber ein Drittel von diesem Drittel zum zweitenmal nach Südamerika auswandert, weil das Heimweh zu Hause in eine Enttäuschung umschlägt und weil es doch drüben gar manches gibt, was besser ist als daheim; wenn auch nicht für die Seele und das Herz, so doch für den Daseinskampf und das Vorwärtstommen.

Wie schön aber ist es, wenn man die Heimat zu ihrem Vorteil verändert findet oder vielmehr rückgebildet zu altem Reiz, befreit von gar manchem Druck der letzten Jahre. Schon in Passau fiel mir das auf, wo man noch vor kurzem mit allem Gepäck hatte aussteigen und stundenlang, mit Hunderten in einem unterirdischen Gang zusammengepreßt, aus unbekanntem Ursachen auf das Geheiß unbekannter Machthaber hin hatte warten müssen, während jetzt der Zug einfach weiterrollt. Paß- und Zollbeamte fahren mit, und siehe! – die Untersuchung geht anstandslos vonstatten, ohne daß zwei Stunden verloren

und die Reisenden gepeinigt werden. Einer der Mitreisenden führte etwas Zollpflichtiges mit sich und hatte vorher gesagt, er würde es gern anmelden, nur fürchte er die Scherereien, ein anderer aber beruhigte ihn: „Es wird jetzt nicht mehr schikaniert.“ Und richtig, ein winziger Schein wurde ausgeschrieben, ein Schilling bezahlt und die ganze Amtshandlung im Abteil in einer Minute erledigt. Fast wollte ich meinen Augen nicht trauen! Aber dann grübelte ich darüber nach. Warum eigentlich wurde jemals schikaniert? Und wer ordnete es an? Staat – Behörde – Grenzpolizei – das sind abstrakte Begriffe. Einzelne Menschen verfügten es, Tausend von Menschen fügten sich. In späteren Jahrzehnten wird man das nicht mehr begreifen.

Diese Grenzerleichterung ist nur ein Symbol dessen, was inzwischen im ganzen Lande vor sich ging. Die unbegreifliche Gehässigkeit des einen gegen den andern in einem Volke, das von Natur aus liebenswürdig und gutmütig ist, scheint hinweggeblasen. Man ist wieder freundlich und höflich wie einst und sagt in der Elektrischen: „Entschuldigen Sie“ statt: „Kaufen S' Ihnen ein Automobül“, wenn der Nachbar, dem man auf den Fuß getreten war, zurückzuckt.

Wie schön ist unser Wien – wie ist es umflossen von einer künstlerischen Harmonie, die man erst ganz zu würdigen lernt, wenn man aus einem traditionslosen Land kommt. Das Glück der Heimkehr steigert sich noch mehr, fährt man am Sonntag nach Kritzendorf hinauf. Der Wiener sollte eigentlich mit der Franz-Josefs-Bahn in seine Stadt einfahren, wenn er von fernen Landen kommt, denn die anmutsvolle Kammlinie vom Kahlenberg zum Leopoldsberg hinüber hat sich am tiefsten in die Erinnerung eingegraben. Nun breiten sich zu Füßen der vertrauten Hügel liebliche Strandbäder in, die zu den eigenartigsten und exotischsten der Welt gehören und für die bei einem Vergleich mit dem „Interior“, der Pampa, dem Camp Argentinien oder Brasiliens die Sprache keine Worte hat.

Und um wieviel gemütlicher ist die Fahrt hinaus geworden! In den Wartehallen gibt es kein Drängen mehr, drei, vier aufnahmebereite Züge sichern jedem einen Sitzplatz so daß, wer auf den Stufen hocken will, dies aus freiem Willen tut. Das Anstellen in endlosen Reihen vor den Kassen entfällt, weil Amtsorte im Vestibül Karten verkaufen und weil man im Vorverkauf erstandene an beliebigen Tagen benützen darf. „Das alles ist eigentlich selbstverständlich,“ hörte ich einen Mitfahrenden sagen, „aber trotzdem geschieht es.“ Endlich benimmt sich die Eisenbahn nicht mehr wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Unternehmer. In der Monarchie war die Eisenbahn eine Angelegenheit der Bureaucratie und die Reisende war das Objekt, im Kriege war die Eisenbahn das Material und der Reisende das Hindernis, in der Zeit der Revolution war die Eisenbahn ein Folterwerkzeug und der Reisende ein Verbrecher – jetzt endlich gilt die Eisenbahn als Geschäftsunternehmen und der Reisende als Kunde.

Wunderbar ist auch das neue Telephon, besser als irgendwo drüben; die hellere Beleuchtung der Straßen und deren Reinlichkeit, die Billigkeit der Automobile und der freundliche Dank der Chauffeure für ein kleines Trinkgeld bedeuten wohlthuende Überraschungen für den Heimkehrer. Und man hat auch endlich, nachdem man jahrelang das Publikum vermahnt hat, keine Papierschnitzel auf die Straße zu werfen, ohne ihm aber zu verraten, wo man sie hintun soll, Papierkörbe an den Laternenpfählen angebracht.

Freilich, manches Überbleibsel aus der schlimmen Zeit findet man wieder. So konnte ich mein Gepäck nicht vor meiner Haustür abladen, weil eben die Deutschmeister vorbeimarschierten, zahlreiche ältere Herren mit Kriegsdekorationen auf ihren langen schwarzen Röcken, die schwitzend unter ihren wider den Strich gebürsteten Zylindern über die Ringstraße schritten. In den vierzehn Tagen seit meiner Ankunft sind nacheinander noch die Katholiken, die Freidenker und die Naturfreunde vorbeimarschiert, was in Städten, die nicht durch den Krieg hysterisch geworden sind, schon des Verkehrs halber unmöglich wäre, was aber hier offenbar nur mir, die ich an die in Achterreichen fahrenden Autos von Buenos Aires denke, kurios vorkommt, während sonst kein Vorbeigehender auf diese Umzüge mehr einen Blick verschwendet. Das Mittel, mit einem Spaziergang über die Ringstraße für irgendeine Idee zu demonstrieren, scheint sich verbraucht zu haben, und mit der Zeit werden die Mitwirkenden auch lieber ins Freie fahren, wenngleich nicht alle es vollauf zu würdigen verstehen, was die gütige Natur ihnen durch eine solche Umgebung ihres Wohnorts geschenkt hat. Drüben ist es schon der Inbegriff der Erholung, wenn ein Arbeitsmensch Sonntags zu Hause bleiben darf.

Am meisten aber fallen mir – wenn ich mich so ausdrücken darf – die Berufsgesichter hier auf. Hier bleibt ein Kofferträger sein Leben lang ein Kofferträger. Ein Schuster muß jahrelang sein Handwerk lernen, ehe er die Erlaubnis bekommt, es auszuüben. Seine Beschäftigung drückt ihm im Laufe der Jahre ihren Stempel ins Gesicht. Mit ziemlicher Bestimmtheit kann man hier aus dem Publikum einen Arzt oder einen Advokaten herausfinden; jahrelang pflegte ich Ähnlichkeiten von Fremden mit Bekannten nachzuspüren und den gleichen Gesichtszug dann auf anderen Gesichtern zu suchen, um Berufsmerkmale kennen zu lernen. Die Reserveoffiziere, die man in den ersten Jahren des Kriegs leichte von den Aktiven unterscheiden konnte, bekamen in den letzten ebenfalls einen gewissen Aktivenausdruck. Drüben erübrigen sich solche physiognomische Studien, weil es keine das ganze Leben eines Menschen ausfüllenden Berufe gibt und weil sowohl Haupt- wie Nebenbeschäftigungen der meisten Leute nur Durchgangsstationen bedeuten. Den oft erstaunlich eigenartigen Gesichtern der südamerikanischen Schaffner, Chauffeure oder Kofferträger ist nicht eine Spur ihres Berufes

anzumerken, aber je interessanter ein Gesicht ist, desto ungenügender beherrscht die dazugehörige Person ihren Posten. Der schlechteste Kellner, der mich je bedient hat, war ein augenblicklich in seinem Berufe beschäftigungsloser Architekt in Sao Paulo, und auch dem Wiener Komponisten, der mir in Rio die Suppe servierte, mußte man in seiner neuen Kunst manches zugutehalten. Ein Friseur, der erst tags vorher von einer Kolonie aus dem Camp in die Stadt gekommen war, hätte mir beinahe die Haare verbrannt, und ein Landsmann, der mir in Santiago de Chile die Stelle aufzeichnete, wo ich bei seinem Hause aus der Straßenbahn aussteigen sollte, schärfte mir ein, nur ja nicht den Schaffner zu fragen. Der Vorteil des Fahrgastes bei uns, daß ein Schaffner auch wirklich die Straßen kennt, wird drüben durch den Vorteil des Schaffners, daß er nicht ewig ein Schaffner bleiben muß, aufgewogen. Wohl ist hier das gegenseitige Vertrauen in die Fachkenntnisse des andern wunderbar, aber die Kehrseite ist die aus ihm erwachsende Autoritätsgläubigkeit und Unselbständigkeit, die mir noch nie so sehr aufgefallen ist, wie nach meiner Rückkehr aus einem unregelmäßigem Lande. Da klagte mir beispielsweise ein Bekannter, er sei mit der Absicht zu seiner Bank gegangen, dort Aktien zu kaufen, weil er angenommen habe, daß die Börsenkurse steigen werden; doch der Bankdirektor habe ihm von dem Kauf abgeraten, wodurch er um den Gewinn gekommen sei. In Südamerika, wo jeder vom andern ganz genau weiß, daß er nichts von der Sache versteht, muß einer das, was er für richtig hält, wirklich auch selbst tun. Diese Unverlässlichkeit erzieht aber zur Selbständigkeit, während der Autoritätsgläubige daheim sein Leben lang hilflos bleibt.

Daß die Ordnung, bessere Ausbildung des Einzelnen und die Gewährleistung der persönlichen Sicherheit auch Nachteile haben, begreift nur derjenige, der durch das Chaos in Südamerika bis zu dessen Vorteilen durchgedrungen ist. So nimmt man drüben die Möglichkeit einer Verunglückung leichten Sinnes in Kauf, wenn man dafür rascher vorwärts kommt, und ich kann mich jetzt nach der rasenden Fahrgeschwindigkeit, mit der drüben ein Autobus hinter dem andern dreinjagt, so daß die Entfernungen keine Rolle mehr spielen, an die Langsamkeit unserer elektrischen nicht mehr gewöhnen. Wiewohl man drüben oft vom Sitz geschleudert wird, wenn der dahinsausende Autobus um die Ecke biegt, ziehe ich dies jetzt der Tatsache vor, daß man hier von einem Ende der Ringstraße zum andern eine halbe Stunde seines Lebens verliert. In Südamerika gibt es überhaupt keine Haltestellen, man kann auf Wunsch bei jeder Straßenkreuzung ein- und aussteigen, wodurch auch das Gehen zur Wohnstätte bedeutend verkürzt wird, und dadurch, daß in Südamerika an jeder Kreuzungsstelle auch im winzigsten Nest ein Polizeiorgan den Verkehr regelt, gibt es bei einer zehnmal größeren Anzahl von Fahrzeugen weniger Aufenthalte als in Wien. Fast jeden Tag werde ich jetzt hier durch lautes Männergezänke ans Fenster gelockt, weil der riesige Autobus nicht zwischen der Kette auf Fahrgäste wartender Autos

jenseits und einem vor einem Haustor aufgestellten Privatauto diesseits der Straße hindurch kann. Ist in Amerika ein Passagier ausgestiegen, so muß sich das Auto augenblicklich auf einen bestimmten Platz begeben, manchmal so weit von dem Hause entfernt, daß man es eine ganze Weile suchen muß; und diese Vorschriften werden streng eingehalten. Außerdem sind die Autobusse viel kleiner, in Santiago beispielsweise können sie nur ein Dutzend Fahrgäste aufnehmen, fahren dagegen durch fast alle Straßen.

Ein wenig altväterisch berührt es mich auch, daß nur wenige der geruhsamen Fahrgäste in der so gemächlich dahinrollenden Elektrischen die Zeitung lesen. Drüben springt auf jeder Haltestelle die Zeitungsjunge auf und schreit die Namen seiner Blätter den Passagieren so lange ins Ohr, bis jeder eine Nummer kauft.

Zeitverlust bedeutet auch das Treppensteigen in den Häusern, während drüben der Lift durch einen eigenen Angestellten bedient wird und jeden Besucher eines jeden Hauses kostenlos hinauf- und hinunterbefördert. Man wird einwenden, daß hier die Geschäfte zu schlecht gehen, als daß man solche Angestellte bezahlen könnte – aber ein Vielfaches ihrer Gehalte beträgt der Wert der Zeit, die alle Wiener zusammen verlieren. Und was ist es mit den „verkrachten Existenzen“? – die sitzen offenbar alle im Kaffeehaus, denn zu meinem Erstaunen sind während meiner Abwesenheit aus all den Banken, die seinerzeit an Stelle von Kaffeehäusern gegründet wurden, wieder Kaffeehäuser geworden, was zu dem Schlusse berechtigt, daß man in Zeiten großer Arbeitslosigkeit mehr Kaffeehäuser braucht als sonst. Und wie bei jeder Heimkehr fällt es mir aufs neue auf, daß Wien die einzige Stadt ist, wo man abends keine Briefe mehr bekommt und wo man Sonntag keine Lebensmittel kaufen kann. In Buenos Aires kommt der letzte Brief zwei Stunden vor Mitternacht und am Sonntag kann seinen Landen offen halten, wer will.

Ein Bekannter begrüßte mich kürzlich bei meiner Rückkehr mit den Worten: „Wie glücklich sind Sie, durch die Welt reisen zu dürfen – könnten Sie mich nicht einmal als Ihren Schuhputzer mitnehmen?“ – „Nein,“ mußte ich da erwidern, „gerade Schuhputzer gibt es außerhalb Wiens in genügender Menge, aber hier vermisse ich solche sehr schwer. Wollten Sie nicht vielleicht hier –?“ Aber da wollte er nun gerade nicht. Hier scheint dieser Beschäftigung etwas Diffamierendes anzuhängen – drüben gibt es keine einen Menschen deklassierende Arbeit – denn sonst würden sich doch die Arbeitslosen auf einen so wenig ausgeübten Beruf stürzen. Drüben genügt ein Wink und sofort versetzt ein Schuhputzer die Fußbekleidung des Ausgehenden in den höchstmöglichen Zustand des Glanzes. Ganz alte Schuhe, die ich nur für Regenwetter mitgebracht hatte, machte er mir wieder neu, während hier die Hausgehilfin ganz neue Schuhe vollkommen verfallen läßt; ein Südamerikaner müßte bei uns über den elegantesten

Ringstraßenkorso den Kopf schütteln. Nicht ein einziges Paar gut geputzter Schuhe habe ich in den zwei Wochen meines Hierseins gesehen und drüben sieht man nicht ein einziges Paar schlecht geputzter. Man gewöhnt sich so rasch an diesen Anblick, daß mir hier jedes Paar unzierlicher Schuhe und jedes unmoderne Kleid auffällt und daß ich, die ich doch selbst auch eine leidenschaftliche Bergsteigerin bin, mir die Augen rieb, als ich auf der Herreise beim Umsteigen in Leipzig Frauen in Bergschuhen mit dem Rucksack auf dem Rücken sah.

Ebenso erstaunlich erscheint mir hier auch die große Zahl der Frauen, die noch langes Haar tragen. Drüben gibt es keine einzige mehr, daher auch keinen Friseur, der noch frisieren könnte. Der Ninjo Fifi, wie der elegante junge Mann dort heißt (Ninjo, kleiner Junge, heißt jeder ledige Jüngling), würde mit einem jungen Mädchen, das nicht kurzgeschnittenes Haar hat, nicht tanzen, um nicht von seinen Freunden ausgelacht zu werden. Man kann sich also denken, wie erstaunt Südamerika über die aus Wien telegraphierte und durch alle Zeitungen laufende Meldung war, daß Studenten kurzhaarige Studentinnen angerempelt hätten, „weil ein deutsches Mädchen lange Haare zu tragen habe“. Wiederholt wurde ich gefragt, was die langen Haare mit dem Deutschtum zu tun hätten und ob die deutschen jungen Männer auch noch Vollbärte trügen und ob denn die Wienerinnen nicht ebenfalls mit der Mode gingen. „Leben Sie denn nicht in einer freien Republik?“

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.



# Heimkehr nach Wien.

Von Alice Schalek.

Heimweh, elendes, würgendes Heimweh — erst Südamerika hat es mich gelehrt. In diesem neuen Lande haben alle Leute Heimweh nach einem alten, sogar diejenigen, die dort geboren sind, sofern sie irgendeine Sehnsucht nach Kultur ins Leben mitbekommen haben. Südamerika ist nicht exotisch, es ist weder historisch noch modern und hat kaum eine Gegenwart, nur eine noch recht dicht verschleierte Zukunft. Drüben lebt man nicht, man wartet nur, bis man von dem erprobten Geld anderswo wird leben können. Darüber, daß sie nicht zu Hause sein dürfen, trösten sich manche mit der Tatsache, daß es hier weder Wohnungsamt noch Wohnungskommission, weder Meldezettel noch Steuerbogen, weder Rassen- noch Kulturkämpfe, weder Parteien noch Vorurteile gibt. Aber davon allein bekommt man noch kein Heimatgefühl.

Wie habe ich die Wochen gezählt, die Tage und schließlich die Stunden, bis ich den „Artus“, den schönen Dampfer, mit dem ich vor neun Monaten hinübergefahren war, endlich wieder zur Heimfahrt betreten durfte, und wie stieg mir, wiewohl Deutschland ja noch gar nicht meine Heimat war, innige Nührung auf beim Anblick der wohlbebauten Aecker, der dichten Wälder und bunten Gärten, von denen liebliche Dörfer, saubere Häuschen mit lustigen roten Dächern eingerahmt sind. War ich doch tagelang durch unbewohnte, unbebaute, gänzlich brachliegende Ebene, durch taufende Kilometer lauges Nichts gefahren, wobei es mich von Stunde zu Stunde mit immer qualenderer Wucht überfiel — das Heimweh.

Merkwürdig ist, daß zwar ein Drittel der Einwanderer von dieser Sehnsucht wieder nach Hause getrieben wird, daß aber ein Drittel von diesem Drittel zum zweitenmal nach Südamerika auswandert, weil das Heimweh zu Hause in eine Enttäuschung umschlägt und weil es doch drüben gar manches gibt, was besser ist als daheim; wenn auch nicht für die Seele und das Herz, so doch für den Daseinskampf und das Vorwärtsskommen.

Wie schön aber ist es, wenn man die Heimat zu ihrem Vorteil verändert findet oder vielmehr rückgebildet zu allem Reiz, befreit von gar manchem Druck der letzten Jahre. Schon in Passau fiel mir das auf, wo man noch vor kurzem mit allem Gepäck hatte aussteigen und stundenlang, mit Hunderten in einem unterirdischen Gang zusammengepreßt, aus unbekanntem Ursachen auf das Geheiß unbekannter Nachhaber hin warten müssen, während jetzt der Zug einfach weiterrollt. Paß- und Zollbeamte fahren mit, und siehe! — die Untersuchung geht unstandslos vorstätt, ohne daß zwei Stunden verloren und die Reisenden gepeinigt werden. Einer der Mitreisenden führte etwas Zollpflichtiges mit sich und hatte vorher gesagt, er würde es gern anmelden, nur fürchte er die Scherereien, ein anderer aber beruhigte ihn: „Es wird jetzt nicht mehr schikaniert.“ Und richtig, ein winziger Schein wurde ausgeschrieben, ein Schilling bezahlt und die ganze Amtshandlung im Abteil in einer Minute erledigt. Ganz wollte ich meinen Augen nicht trauen! Aber dann grübelte ich darüber nach. Warum eigentlich wurde niemals schikaniert? Und wer ordnete es an? Staat — Behörde — Grenzpolizei — das sind abstrakte Begriffe. Einzelne Menschen verfügten es, Tausende von Menschen fügten sich. In späteren Jahrzehnten wird man das nicht mehr begreifen.

Diese Grenzleichterung ist nur ein Symbol dessen, was inzwischen im ganzen Lande vor sich ging. Die unbegreifliche Geschäftigkeit des einen gegen den andern in einem Volke, das von Natur aus lebenswürdig und gutmütig ist, scheint hinweggeblasen. Man ist wieder freundlich und höflich wie einst und sagt in der Elektrischer: „Entschuldigen Sie“ statt: „Kaufen Sie Ihnen ein Automobil“, wenn der Nachbar, dem man auf den Fuß getreten war, zurückzuckt.

Wie schön ist unser Wien — wie ist es umflossen von einer künstlerischen Harmonie, die man erst ganz zu würdigen lernt, wenn man aus einem traditionslosen Land kommt. Das Glück der Heimkehr steigert sich noch mehr, fährt man am Sonntag nach Krügendorf hinaus. Der Wiener sollte eigentlich mit der Franz-Josefs-Bahn in seine Stadt einfahren, wenn er von fernem Landen kommt, denn die anmutsvolle Kammlinie vom Kahlenberg zum Leopoldsberg hinüber hat sich am tiefsten in die Erinnerung eingegraben. Nun breiten sich zu Füßen der vertrauten Hügel liebliche Strandbäder hin, die zu den eigenartigsten und exotischsten der Welt gehören und für die bei einem Vergleich mit dem „Interior“, der Pampa, dem Camp Argentiniens oder Brasiliens die Sprache keine Worte hat.

Und um wieviel gemüthlicher ist die Fahrt hinaus geworden! In den Wartehallen gibt es kein Drängen mehr, drei, vier aufnahmebereite Füße sichern jedem einen Sitzplatz, so daß, wer auf den Stufen hocken will, dies aus freiem Willen tut. Das Anstellen in endlosen Reihen vor den Kassen entfällt, weil Amtsgänge im Vestibül Karten verkaufen und weil man im Vorverkauf erstandene an beliebigen Tagen benützen darf. „Das alles ist eigentlich selbstverständlich“, hörte ich einen Mitfahrenden sagen, „aber trotzdem geschieht es.“ Endlich benimmt sich die Eisenbahn nicht mehr wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Unternehmer. In der Monarchie war die Eisenbahn eine Angelegenheit der Bureaucratie und der Reisende war das Objekt, im Kriege war die Eisenbahn das Material und der Reisende das Hindernis, in der Zeit der Revolution war die Eisenbahn ein Folterwerkzeug und der Reisende ein Verbrecher — jetzt endlich gilt die Eisenbahn als Geschäftsunternehmer und der Reisende als Kunde.

Wunderbar ist auch das neue Telephon, besser als irgendwo drüben; die hellere Beleuchtung der Straßen und deren Reinlichkeit, die Billigkeit der Automobile und der freundliche Dank der Chauffeure für ein kleines Trinkgeld bedeuten wohlthuende Ueberraschungen für den Heimkehrer. Und man hat auch endlich, nachdem man jahrelang das Publikum vernahmt hat, keine Papierschnitzel auf die Straße zu werfen, ohne ihm aber zu verraten, wo man sie hintun soll, Papierkörbe an den Laternenpfählen angebracht.

Freilich, manches Ueberbleibsel aus der schlimmen Zeit findet man wieder. So konnte ich mein Gepäck nicht vor meiner Haustür abladen, weil eben die Deutschmeister vorbeimarschierten, zahlreiche ältere Herren mit Kriegsbekorungen auf ihren langen schwarzen Röcken, die schwabend unter ihren wider den Strich gebürsteten Zylindern über die Ringstraße schritten. In den vierzehn Tagen seit meiner Ankunft sind nacheinander noch die Katholiken, die Freidenker und die Naturfreunde vorbeimarschiert, was in Städten, die nicht durch den Krieg hysterisch geworden sind, schon des Verkehrs halber unmöglich wäre, was aber hier offenbar nur mir, die ich an die in Achterreihen fahrenden Autos von Buenos Aires denke, kurios vorkommt, während sonst kein Vorbeigehender auf diese Umzüge mehr einen Blick verschwendet. Das Mittel, mit einem Spaziergang über die Ringstraße für irgendeine Idee zu demonstrieren, scheint sich verbraucht zu haben, und mit der Zeit werden die Mitwirkenden auch lieber ins Freie fahren, wenngleich nicht alle es vollauf zu würdigen verstehen, was die göttliche Natur ihnen durch eine solche Umgebung ihres Wohnortes geschenkt hat. Drüben ist es schon der Inbegriff der Erholung, wenn ein Arbeitsmensch Sonntags zu Hause bleiben darf.

Am meisten aber fallen mir — wenn ich mich so ausdrücken darf — die Berufsgeichter hier auf. Hier bleibt ein Kofferträger sein Leben lang ein Kofferträger. Ein Schuster muß jahrelang sein Handwerk lernen, ehe er die Erlaubnis bekommt, es auszuüben. Seine Beschäftigung drückt ihm im Laufe der Jahre ihren Stempel ins Gesicht. Mit ziemlicher Bestimmtheit kann man hier aus dem Publikum einen Arzt oder einen Advokaten herausfinden; jahrelang pflegte ich Ähnlichkeiten von Fremden mit Bekannten nachzuspüren und den gleichen Gesichtszug dann auf anderen Gesichtern zu suchen, um Berufsmerkmale kennen zu lernen. Die Reserveoffiziere, die man in den ersten Jahren des Krieges leicht von den Aktiven unterscheiden konnte, bekamen in den letzten ebenfalls einen gewissen Aktivenausdruck. Drüben erübrigen sich solche physiognomische Studien, weil es keine das ganze Leben eines Menschen ausfüllenden Berufe gibt und weil sowohl Haupt- wie Nebenbeschäftigungen der meisten Leute nur Durchgangsstationen bedeuten. Den oft erstaunlich eigenartigen Gesichtern der südamerikanischen Schaffner, Chauffeure oder Kofferträger ist nicht eine Spur ihres Berufes anzumerken, aber je interessanter ein Gesicht ist, desto ungenügender beherrscht die dazugehörnde Person ihren Posten.

Der schlechteste Kellner, der mich je bedient hat, war ein augenblicklich in seinem Berufe beschäftigungsloser Architekt in Sao Paulo, und auch dem Wiener Kompomisten, der mir in Rio die Suppe servierte, mußte man in seiner neuen Kunst manches zugutehalten. Ein Friseur, der erst tags vorher von einer Kolonie aus dem Camp in die Stadt gekommen war, hätte mir beinahe die Haare verbrannt, und ein Landmann, der mir in Santiago de Chile die Stelle aufzeichnete, wo ich bei seinem Hause aus der Straßenbahn aussteigen sollte, schärfte mir ein, nur ja nicht den Schaffner zu fragen. Der Vorteil des Jahrgastes bei uns, daß ein Schaffner auch wirklich die Straßen kennt, wird drüben durch den Vorteil des Schaffners, daß er nicht ewig ein Schaffner bleiben muß, aufgewogen. Wohl ist hier das gegenseitige Vertrauen in die Fachkenntnisse des andern wunderbar, aber die Kehrseite ist die aus ihm erwachsende Autoritätsgläubigkeit und Unselbständigkeit, die mir noch nie so sehr aufgefallen ist, wie nach meiner Rückkehr aus einem unregelmäßigen Lande. Da klagte mir beispielsweise ein Bekannter, er sei mit der Absicht zu seiner Bank gegangen, dort Aktien zu kaufen, weil er angenommen habe, daß die Börsenkurse steigen werden; doch der Bankdirektor habe ihm von dem Kauf abgeraten, wodurch er um den Gewinn gekommen sei. In Südamerika, wo jeder vom andern ganz genau weiß, daß er nichts von der Sache versteht, muß einer das, was er für richtig hält, wirklich selbst tun. Diese Unverträglichkeit erzieht aber zur Selbstständigkeit, während der Autoritätsgläubige daheim sein Leben lang hilflos bleibt.

Daß die Ordnung, bessere Ausbildung des Einzelnen und die Gewährleistung der persönlichen Sicherheit auch Nachteile haben, begreift nur derjenige, der durch das Chaos in Südamerika bis zu dessen Vorteilen durchgedrungen ist. So nimmt man drüben die Möglichkeit einer Verunglückung leichten Sinnes in Kauf, wenn man dafür rascher vorwärts kommt, und ich kann mich jetzt nach der rasenden Fahrgeschwindigkeit, mit der drüben ein Autobus hinter dem andern dreinjagt, so daß die Entfernungen keine Rolle mehr spielen, an die Langsamkeit unserer Elektrischen nicht mehr gewöhnen. Wiewohl man drüben oft vom Sitz geschleudert wird, wenn der dahinsausende Autobus um die Ecke biegt, ziehe ich dies jetzt der Tatsache vor, daß man hier von einem Ende der Ringstraße zum andern eine halbe Stunde seines Lebens verliert. In Südamerika gibt es überhaupt keine Haltestellen, man kann auf Wunsch bei jeder Straßenkreuzung ein- und aussteigen, wodurch auch das Gehen zur Wohnstätte bedeutend verkürzt wird, und dadurch, daß in Südamerika an jeder Kreuzungsstelle auch im winzigsten Nest ein Polizeiorgan den Verkehr regelt, gibt es bei einer zehnmal größeren Anzahl von Fahrzeugen weniger Aufenthalt als in Wien. Fast jeden Tag werde ich jetzt hier

durch lautes Männergezanke ans Fenster gelockt, weil der riesige Autobus nicht zwischen der Kette auf Fahrgäste wartender Autos jenseits und einem vor einem Haustor aufgestellten Privatauto diesseits der Straße hindurch kann. Ist in Amerika ein Passagier ausgestiegen, so muß sich das Auto augenblicklich auf einen bestimmten Platz begeben, manchmal so weit von dem Hause entfernt, daß man es eine ganze Weile suchen muß; und diese Vorschriften werden streng eingehalten. Außerdem sind die Autobusse viel kleiner, in Santiago beispielsweise können sie nur ein Duzend Fahrgäste aufnehmen, fahren dagegen durch fast alle Straßen.

Ein wenig altväterisch berührt es mich auch, daß nur wenige der geruhlosen Fahrgäste in der so gemächlich dahinrollenden Elektrischen die Zeitung lesen. Drüben springt auf jeder Haltestelle ein Zeitungsjunge auf und schreit die Namen seiner Blätter den Passagieren so lange ins Ohr, bis jeder eine Nummer kauft.

Zeitverlust bedeutet auch das Treppensteigen in den Häusern, während drüben der Lift durch einen eigenen Aufstellern bedient wird und jeden Besucher eines jeden Hauses kostenlos hinauf- und hinunterbefördert. Man wird einwenden, daß hier die Geschäfte zu schlecht gehen, als daß man solche Angestellte bezahlen könnte — aber ein Vielfaches ihrer Gehalte beträgt der Wert der Zeit, die alle Wiener zusammen verlieren. Und was ist es mit den „verkrahten Existenzen“? — die sitzen offenbar alle in Kaffeehäusern, denn zu meinem Erstaunen sind während meiner Abwesenheit aus all den Banken, die seinerzeit an Stelle von Kaffeehäusern gegründet wurden, wieder Kaffeehäuser geworden, was zu dem Schlusse berechtigt, daß man in Zeiten großer Arbeitslosigkeit mehr Kaffeehäuser braucht als sonst. Und wie bei jeder Heimkehr fällt es mir aufs neue auf, daß Wien die einzige Stadt ist, Sonntag keine Lebensmittel kaufen kann. In Buenos Aires kommt der letzte Brief zwei Stunden vor Mitternacht und am Sonntag kann seinen Laden offen halten, wer will.

Ein Bekannter begrüßte mich kürzlich bei meiner Rückkehr mit den Worten: „Wie glücklich sind Sie, durch die Welt reisen zu dürfen — könnten Sie mich nicht einmal als Ihren Schuhputzer mitnehmen?“ — „Nein,“ mußte ich da erwidern, „gerade Schuhputzer gibt es außerhalb Wiens in genügender Menge, aber hier vermissen Sie solche sehr schwer. Wollten Sie nicht vielleicht hier —?“ Aber da wollte er nun gerade nicht. Hier scheint dieser Beschäftigung etwas Disziplinierendes anzuhängen — drüben gibt es keine einen Menschen deklassierende Arbeit — denn sonst würden sich doch die Arbeitslosen auf einen so wenig ausgeübten Beruf stützen. Drüben genügt ein Wink und sofort versetzt ein Schuhputzer die Fußbekleidung des Ausgehenden in den höchstmöglichen Zustand des Glanzes. Ganz alte Schuhe, die ich nur für Regenwetter mitgebracht hatte, machte er mir wieder neu, während hier die Hausgehilfin ganz neue Schuhe vollkommen verfallen läßt; ein Südamerikaner mußte bei uns über den elegantesten Ringstraßenkorsos den Kopf schütteln. Nicht ein einziges Paar gut gepuzter Schuhe habe ich in den zwei Wochen meines Hierseins gesehen und drüben sieht man nicht ein einziges Paar schlecht gepuzter. Man gewöhnt sich so rasch an diesen Anblick, daß mir hier jedes Paar unzierlicher Schuhe und jedes unmoderne Kleid auffällt und daß ich, die ich doch selbst auch eine leidenschaftliche Bergsteigerin bin, mir die Augen rieb, als ich auf der Herreise beim Umsteigen in Leipzig Frauen in Bergschuhen mit dem Rucksack auf dem Rücken sah.

Ebenso erstaunlich erscheint mir hier auch die große Zahl der Frauen, die noch langes Haar tragen. Drüben gibt es keine einzige mehr, daher auch keinen Friseur, der nicht frisieren könnte. Der Rinjo Nisi, wie der elegante junge Mann dort heißt (Rinjo, kleiner Junge, heißt jeder ledige Jüngling), würde mit einem jungen Mädchen, das nicht kurzgeschneittenes Haar hat, nicht tanzen, um nicht von seinen Freunden ausgelacht zu werden. Man kann sich also denken, wie erstaunt Südamerika über die aus Wien telegraphierte und durch alle Zeitungen laufende Meldung war, daß Studenten kurzhaarige Studentinnen angerempelt hätten, „weil ein deutsches Mädchen lange Haare zu tragen habe“. Wiederholt wurde ich gefragt, was die langen Haare mit dem Deutschtum zu tun hätten und ob die deutschen jungen Männer auch noch Vollbärte trügen und ob denn die Wienerinnen nicht ebenfalls mit der Mode gingen. „Leben Sie denn nicht in einer freien Republik?“

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.

Es war sehr schwer, den Fragenden begreiflich zu machen, daß die Begriffe von Freiheit hüben und drüben verschieden sind und daß sich der alte und der neue Kontinent nur darin gleichen, daß man nirgendwo alles das tun kann, was man will.